

Jesus Tora

Christologie und Gesetz im Johannesevangelium vor dem Hintergrund antik-jüdischer Torametaphorik

Bonn University Press



unipress

Bonner Biblische Beiträge

Band 190

herausgegeben von

Ulrich Berges und Martin Ebner

Jochen Flebbe

Jesus Tora

Christologie und Gesetz im Johannesevangelium vor
dem Hintergrund antik-jüdischer Torametaphorik

V&R unipress

Bonn University Press



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://dnb.de> abrufbar.

**Veröffentlichungen der Bonn University Press
erscheinen bei V&R unipress.**

© 2020, Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Theaterstraße 13, D-37073 Göttingen
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Birkstraße 10, D-25917 Leck
Printed in the EU.

Vandenhoeck & Ruprecht Verlage | www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com

ISSN 0520-5670
ISBN 978-3-8470-1075-3

den Freunden:

Ron Weasley, Stefan Schreckenberg, Reinhard Behnke

Inhalt

Vorwort	11
0. Friedrich Avemarie und die Analogie. Eine Einleitung	13
1. Die Metapher. Ein Essay	17
1.1. Einführung	17
1.2. Definition und Funktion	19
1.3. Leistung	32
1.4. Metapher und Vergleich	37
1.5. Schluss	39
2. Torametaphern. Eine Dokumentation	41
2.1. Einführung	41
2.2. Dokumentation	42
2.2.1. Leben (und Tod)	42
2.2.2. Leben in der kommenden Welt	46
2.2.3. Wasser	47
2.2.4. Regen	64
2.2.5. Vegetation	66
2.2.6. Frucht, Pflanzung, Wachstum	67
2.2.7. Weinstock	68
2.2.8. Baum des Lebens	70
2.2.9. Licht	72
2.2.10. Feuer	94
2.2.11. Weg und Gehen	100
2.2.12. Raum	110
2.2.13. Heimat – Fremde	112
2.2.14. Haus	114
2.2.15. Tür, Tor	116
2.2.16. Essen und Trinken – Nahrungsmittel – Feiern	117

2.2.17. Essen und Trinken	118
2.2.18. Brot	119
2.2.19. Brot und Stock	122
2.2.20. Wein	123
2.2.21. Öl	127
2.2.22. Honig	129
2.2.23. Milch (und Honig)	130
2.2.24. Äpfel und Traubenkuchen	130
2.2.25. Pfeffer	131
2.2.26. Gewürze	131
2.2.27. Manna	131
2.2.28. Gold, Silber, Schatz	132
2.2.29. Perle	136
2.2.30. Erbe, Geld und zwei Söhne	136
2.2.31. Erbesitz	137
2.2.32. Beute	137
2.2.33. Weihrauch	138
2.2.34. Arznei	139
2.2.35. Waffen, Klinge, Schwert	142
2.2.36. Ball	142
2.2.37. Stein	143
2.2.38. Amulett	144
2.2.39. Gerät	144
2.2.40. Vogel	145
2.2.41. Hochzeit, Familie, Kinder	145
2.2.42. Hochzeit	146
2.2.43. Braut, Gattin	148
2.2.44. Tochter	148
2.2.45. Schoßkind	148
2.2.46. Mutter	150
2.2.47. Sohnschaft, Familie	151
2.2.48. Haus = Familie	154
2.2.49. Sexuelle Verbindung – Hurerei	154
2.2.50. Wehen, Geburt, Kindstod	155
2.2.51. Lehrer, Erziehung	156
2.2.52. Musik, Kunst, Sprache	159
2.2.53. Leib – Leib und Seele	162
2.2.54. Personifizierung	163
2.2.55. Hirte	165
2.2.56. Steuermann und Schiff	167

2.2.57. Herrscher und Herrschaft	168
2.2.58. Joch	169
2.2.59. Gott – Himmel – Unsterblichkeit / Ewige Dauer	171
2.2.60. Präexistenz	174
2.2.61. Immanenz	177
2.2.62. Schechina – Tisch Gottes	178
2.2.63. Opfer	179
2.2.64. Macht, Kraft	181
2.2.65. Frieden	182
2.2.66. Ehre	183
2.2.67. Wahrheit	184
2.2.68. Personen als Tora	185
2.3. Fazit	186
3. Das Johannesevangelium. Eine Analyse	193
3.1. Einführung	193
3.2. Auslegungsgeschichte	195
3.3. Analyse	202
3.3.1. Joh 1,1–16.17.18	202
3.3.1.1. Joh 1,1–16	202
Exkurs 1: Das Johannesevangelium als Pentateuch-Tora	205
3.3.1.2. Joh 1,17	218
3.3.1.3. Joh 1,18	222
3.3.1.4. Fazit	225
3.3.2. Joh 2,1–11	227
3.3.3. Joh 3,29	244
3.3.4. Joh 4,4–42	252
3.3.5. Joh 5,37.38	266
3.3.6. Joh 5,45–47	267
3.3.7. Joh 6	268
3.3.8. Joh 7,14–24	284
3.3.9. Joh 7,37–44.46.49	287
3.3.10. Joh 8,12	290
Exkurs 2: Eure / Unsere Tora	295
3.3.11. Joh 8,32	298
3.3.12. Joh 8,58	299
3.3.13. Joh 10,1–18	299
3.3.14. Joh 10,31–39	308
Exkurs 3: Das Johannesevangelium und die rabbinische Literatur	308
3.3.15. Joh 11,9.10–12,35.36–12,46.47	314

3.3.16. Joh 11,25	315
3.3.17. Joh 12,50	317
3.3.18. Joh 13,10.11	319
Exkurs 4: Toraterminologie außerhalb der Bilderwelt	320
3.3.19. Joh 14,6	340
Exkurs 5: Der Paraklet als Johannesevangelium-Tora	343
3.3.20. Joh 15,1–8	349
3.3.21. Weitere Toramotive in Joh 15	354
3.3.22. Joh 16	359
3.3.23. Joh 17	361
Exkurs 6: Die Abschiedsrede(n) Mosis und die Abschiedsrede(n) Jesu.	365
3.3.24. Joh 18	368
3.3.25. Joh 19,6–9	373
3.3.26. Joh 19,25–27	375
3.3.27. Joh 19,34–37	378
3.3.28. Joh 20,11–18	384
3.3.29. Joh 20,19.21	391
3.3.30. Joh 20,21.22	392
3.3.31. Joh 20,29	393
3.3.32. Joh 20,30.31	394
3.3.33. Joh 21,1–14	397
3.3.34. Joh 21,15	398
3.3.35. Joh 21,25	399
3.4. Fazit	400
Literaturverzeichnis	409

Vorwort

Dieses exegetische Experiment wurde im Wintersemester 2014/15 von der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Universität Bonn als Habilitationsschrift angenommen. Für den Druck habe ich es geringfügig überarbeitet.

Dank ist an dieser Stelle vor allem Michael Wolter zu sagen, der mit der Anregung zu dieser Untersuchung einmal mehr bei mir ins Schwarze getroffen hat und der im Anschluss mir einerseits alle Freiheiten des Denkens und Arbeitens gelassen hat, auf den ich mich andererseits als den wichtigsten Gesprächspartner für den Gang der Untersuchung uneingeschränkt verlassen konnte und der mich in Gelassenheit, Humor und Engagement weit über die Rolle des Lehrers hinaus nicht nur exegetisch begleitet hat. Nicht bei jedem Lehrer wären Exegese und Leben von dem Hauch des Esprit und des Genusses durchzogen gewesen und hätte ich mit Dank zu dem werden können, was ich bin.

Dank gilt auch Günter Röhser, der nicht nur wie gewohnt, ein äußerst sorgfältiges und hilfreiches Zweitgutachten erstellte, sondern ebenfalls wichtiger Gesprächspartner auf dem Wege war. Klaus Wengst verdanke ich ebenfalls eine ebenso großzügige wie genaue kritische Durchsicht, die über die bleibende inhaltliche Diskussion hinaus auch für die Drucklegung sehr hilfreich war.

Vieles hier Vorgelegte wurde zuvor bei den Treffen der »Bonn-Oxford-Group« in Bonn und Oxford und in der Bonner Neutestamentlichen Sozietät von Michael Wolter, Rudolf Hoppe und Martin Ebner diskutiert. Insbesondere auch Letzterer wurde für mich zu einem ebenso anregenden wie auch nachdenklich machenden exegetischen Begleiter – oft im Gefühl, eines Geistes zu sein.

Ein großer Dank geht auch an Axel Graupner, den alttestamentlichen Freund und Gesprächspartner, an Günter Bader, der sich als textversierter Systematiker öfters exegetisch auf meine Seite schlug, und an Stefanie Pfister, die mir auf der Zielgeraden der Untersuchung zu einem wissenschaftlichen und menschlichen Meilenstein wurde.

Ann-Kathrin Armbruster, Hiltrud Stärk-Lemaire, Stephanie Kämpfer und Tobias Wiczorek haben sich über Gebühr den Mühen des Korrekturlesens unterzogen.

Dank gilt auch den beiden Herausgebern der Reihe, Martin Ebner und Ulrich Berges, für die freundliche Aufnahme der Untersuchung in die Reihe »Bonner Biblische Beiträge« und meinem alten Göttinger Heimatverlag, namentlich Oliver Kätsch und Anke Moseberg-Sikora, für die gute Zusammenarbeit. Die Evangelische Kirche im Rheinland hat den Druck finanziell unterstützt.

Bonn, 11. August 2019

Jochen Flebbe

0. Friedrich Avemarie und die Analogie. Eine Einleitung

»Man darf diese Analogien zwischen Johannes und den Rabbinen nicht überbewerten.«¹ So bestreitet F. Avemarie am Schluss seiner großen Untersuchung zur Rede von der Tora in der frühen rabbinischen Literatur eine Bedeutung seiner Ergebnisse für das Verstehen des Vierten Evangeliums. Nur wenige Zeilen weiter unten formuliert Avemarie: »Und doch finden sich auch bei Johannes Entsprechungen zu rabbinischen Aussagen über die Tora. [...] Vieles von dem, was die rabbinische Überlieferung von der Tora und ihrer Heilswirklichkeit aussagt, schreibt das vierte Evangelium Jesus Christus zu.«² Hier zeichnet sich eine offensichtliche Inkonsistenz ab, und eine gewisse Unausgeglichenheit lässt sich auch feststellen, wenn Avemarie in dem Zitat eine mit einem Bezug zum Johannesevangelium versehene Heilswirklichkeit der Tora aussagt und andererseits attestiert, dass das Johannesevangelium dem Gesetz soteriologische Fähigkeiten nicht zubillige³ und dass die »Frage der Heilsbedeutung des Gesetzes [...] hier keine Rolle mehr [spielt]«⁴. Mit diesen Inkongruenzen ist die Aufgabe unserer Untersuchung benannt. Sie geht der Frage nach: Was ist nun mit Jesus Christus und der Tora im Johannesevangelium – und wie verhält sich dabei Johannes zu den Rabbinen?

Einen Anstoß für unser Vorgehen liefert uns dabei das von Avemarie verwendete Stichwort der ›Analogie‹. Die Inkongruenz in seinem Ergebnis ruft bei uns den Verdacht hervor, dass die Analogie nicht das geeignete Konzept zu sein scheint, die Entsprechungen von Johannes und Jesus auf der einen und den Rabbinen und der Tora auf der anderen Seite verstehen und die Frage der Heilswirklichkeit der Tora für das Vierte Evangelium beantworten zu können. Zum einen erscheint uns die Analogie ohnehin als ein abwegiges, zielloses und

1 Avemarie, Tora, 595.

2 Avemarie, Tora, 594f.

3 Vgl. Avemarie, Tora, 595.

4 Avemarie, Tora, 594.

damit höchst zweifelhaftes und gefährliches Unterfangen⁵, und zum anderen ist die unserer Untersuchung zugrunde liegende Frage offensichtlich nicht vom Proprium der Analogie: »Zweifelhaftes kann durch Ähnliches, das nicht in Frage steht, erläutert werden«⁶ her zu lösen. Offensichtlich ist die Ähnlichkeit zwischen Jesus und der Tora, zwischen den Rabbinen und Johannes nicht eine, die sich durch Fraglosigkeit – und wir fügen hinzu – und unhinterfragte und ungebrochene Kontinuität auszeichnet. Damit sind wir aber bei der Metapher. Ihr Signum ist es gerade, mit dem fragwürdigen Ähnlichen des Unähnlichen zu operieren. Der der Untersuchung zugrundeliegende Subtext ist also das Konzept der Metapher, und die Idee ist, dass vielleicht gerade das auch auf der Inkongruenz beruhende Lösungsmittel der Metapher geeignet ist, Inkongruenzen irgendwie aufzulösen und so für die Entsprechungen zwischen Jesus und der Tora, Johannes und den Rabbinen eine in sich konsistente Beschreibung zu finden.

Damit sind wir auch schon bei dem materiellen Gegenstand unserer Untersuchung. Die Metapher als Idee der Untersuchung und der zu untersuchende Gegenstand kommen in einer glücklichen Fügung zueinander, denn es ist nicht nur das Johannesevangelium ganz unbestritten wesentlich durch eine metaphorische Rede von Jesus Christus in Bildern bestimmt, sondern es finden sich auch in der rabbinischen Rede über die Tora zahllose auf die Tora bezogene Metaphern. Deshalb erscheint es naheliegend und angemessen, die Fragestellung anhand der Metaphorik der Texte zu erarbeiten und die Torametaphorik der rabbinischen Texte mit den Metaphern des Johannesevangeliums in Beziehung zu setzen. Um die Ähnlichkeiten nicht von vornherein durch Einschränkungen zu fraglos oder zu fragwürdig erscheinen zu lassen und damit für die Analyse unbrauchbar zu machen, beschränken wir uns einerseits bei der Torametaphorik nicht nur auf die Rabbinen, sondern richten unseren Blick auf die gesamte antik-jüdische Torametaphorik und schauen andererseits für das Johannesevangelium nicht nur auf seine Bilderwelt, sondern beziehen auch nicht-metaphorische Elemente der Torarede mit ein.

Damit ergibt sich der Aufbau der Untersuchung, und unser Vorgehen stellt sich wie folgt dar. Zu Beginn ist es nötig, dass wir einige Bemerkungen zur Metapher als dem Gegenstand und dem hermeneutischen Schlüssel unserer Untersuchung machen. Da die Metapher zum einen selbst ein einigermaßen

5 Vgl. etwa Jüngels Bestimmung der Metapher – und nicht der Analogie – als »Grundzug religiöser Sprache« und religiöser Sprache als »durchweg metaphorisch« (Wahrheit, 73.121). Auch bei jedem Versuch von der Analogie – etwa im ökumenischen Dialog – Gebrauch zu machen und ihr einen – für uns zweifelhaften – Platz in der Rede von Gott zuzuweisen (vgl. zuletzt Beinert / Kühn, Dogmatik, 75–77), bleibt dennoch bestehen, dass die Analogie »an sich nicht zu Gott führt« (Beinert / Kühn, Dogmatik, 76). Folgt man dieser Bestimmung, ist jede Analogie als zweifelhaft und gefährlich abzuweisen.

6 Ellsiesen, Art. Analogie, 48. Vgl. auch Gerber, Paulus, 104f. u. Perelmann, Reich, 119ff.

wendiges und nur schwer in ein systematisches Korsett zu schnürendes Wesen ist und wir zum anderen keine Metaphorologie schreiben, sondern Metaphern sammeln und in Texten analysieren, legen wir hier in essayistischer Form die notwendigen metaphorologischen Eckpunkte für unsere Untersuchung dar.

Dann erstellen wir eine Sammlung von antik-jüdischen⁷ Metaphern für die Tora, angefangen im Alten Testament über außerkanonische jüdische Texte aus hellenistisch-römischer Zeit, Qumran, Philo und Josephus bis hin zum rabbinischen Schrifttum, wobei bei diesem, ähnlich wie bei F. Avemarie, Texte bis zum 5. Jh. n. Chr. den Kern bilden. Wir wählen diesen Bereich so weit, um nicht von vornherein durch eine Beschränkung auf die Frage nach Johannes und den Rabbinen einen möglichen Zusammenhang von Jesus und der Tora im Vierten Evangelium vor einem anderen als dem rabbinischen Hintergrund nicht in den Blick zu bekommen. Und umgekehrt kann man die Frage der Beziehung zu den Rabbinen besser klären, wenn man ihre und Johannes' Position im gesamten antiken Judentum beschreiben kann. Diesem zweiten Teil kommt entsprechend die Aufgabe einer Dokumentation und einer Materialsammlung zu, die nichts weiter als einen Hintergrund für die Analyse des Johannesevangeliums bilden soll. Hier wird sich schnell zeigen, dass Vollständigkeit angesichts der Fülle des Materials kaum möglich, aber auch nicht nötig ist, wenn wir mit unseren Pinselstrichen nur zu einem einigermaßen repräsentativen Hintergrundgemälde kommen.

Im dritten Teil erfolgt dann der entscheidende Schritt, und er ist der eigentliche Teil der Untersuchung. Entsprechend ist das Fazit dieses Teils zugleich das Fazit der gesamten Darstellung. Hier lesen wir nun das Johannesevangelium – oder besser gesagt vor allem seine mit Jesus Christus verbundene Bilderwelt – vor dem Hintergrund antik-jüdischer Torametaphorik. Wir fragen also, ob und wie die Bilder des Johannesevangeliums mit den antik-jüdischen Bildern für die Tora in einem Zusammenhang stehen. Nach einem kurzen auslegungsgeschichtlichen Ausflug nehmen wir dazu zunächst den Prolog in den Blick, dem als Lektüreeinweisung für das Evangelium eine besondere Rolle bei der Beantwortung der Frage zukommt. Dann erfolgt ein Gang durch das Evangelium, bei dem wir die Texte jeweils auf einen Zusammenhang mit traditioneller Torarede hin analysieren. Dabei meinen wir, dass es nötig ist, um die Frage nach Jesus und der Tora, nach Johannes und den Rabbinen vollständig zu beantworten, den Blick auch über die Bilderwelt als dem Kern unserer Untersuchung hinaus schweifen zu lassen und exemplarisch und in Exkursen auch nach traditioneller Torarede und

7 Wir sind uns bewusst, dass der Begriff ›antik-jüdisch‹ kein glücklicher ist, er impliziert aber im Vergleich zu dem Begriff ›frühjüdisch‹ nicht so stark eine Trennung zwischen dem Alten Testament und dem frühen Judentum und hält offen, dass auch Texte des Alten Testaments jüdische Texte sein können bzw. als solche angesehen werden können. Zeitlich ist der Begriff genauso präzise wie der Begriff der Antike.

-motiven im Johannesevangelium jenseits der Bildwelt zu fragen. Hier wird die Frage sein, ob sich aus einer Verwendung von Torametaphorik und traditioneller Torarede außerhalb der Metaphorik sowie weiteren Toramotiven im Johannesevangelium eine Gesamtschau – und wenn man den Ansatz unserer Analyse und Verhältnisbestimmung ernst nimmt: eine metaphorische Gesamtschau – im Hinblick auf Jesus Christus ergibt.

Natürlich führen wir im Fazit der Dokumentation und im Exkurs 3: »Das Johannesevangelium und die rabbinische Literatur« einige grundlegende Überlegungen zur Relevanz rabbinischer Texte für die Interpretation des Johannesevangeliums an. Dabei spielt aber – wie sich gerade in der konkreten Analyse der Texte zeigen wird – das Alter der schriftlichen Texte eher eine untergeordnete Rolle, so dass sich die Frage nach dem Verhältnis von Johannes und den Rabbinen im Wesentlichen nicht aufgrund methodischer Prämissen von vornherein, sondern nur über die Analyse der Texte vor Ort und ihre abschließende Zusammenschau entscheiden lässt.

1. Die Metapher. Ein Essay

1.1. Einführung

Die Metapher und ihre Theorie sind nicht nur ein weites Feld, sie sind ein zu weites Feld, als dass dieses hier systematisch umgebrochen werden könnte. Im Rahmen unserer Untersuchung erscheint es uns ohnehin ausreichend, wenn wir wenige wichtige Furchen ziehen und die Früchte des Feldes aufnehmen, die unserer Untersuchung Nahrung geben. Gerade weil bei der Metapher auch bei dem Blick durch die methodische Brille vieles unscharf bleibt, gerade weil die Vielzahl der Theorien die Metapher kaleidoskopartig zertrümmert zurücklässt, gerade weil sogleich die anderen Punkte verschwimmen, wenn man einen Punkt genauer ansieht, gerade weil Metaphern in ihrem Wesen und ihrer Funktion changieren, gerade weil der Metapher immer auch etwas von einer Blackbox eignet, erscheint es uns sinnvoll und angemessen, wenn wir auf diesem Grund nur einige Pflöcke einschlagen. So nennen wir im Hinblick auf das, was eine Metapher ist und was sie leistet, nur das, was uns für unsere Untersuchung, zum Teil aber auch für die gegenwärtige Diskussion als grundlegend erscheint. Darauf bauen wir dann später exegetisch auf.

Ein entscheidender Schritt ist die Rehabilitierung der Metapher im 20. Jahrhundert⁸. Dazu gehört ihre Auslösung aus dem rhetorischen Bereich und ihre Versetzung in alle Bereiche sprachlicher Fragen⁹. Es wurde wahrgenommen, dass in der Metapher nicht nur ein ornamentales, sondern auch ein tragendes Element der Sprache zu sehen und ihr auch im Bereich von Sprache und Wirklichkeit eine zentrale Funktion zuzuschreiben ist. Die Metapher ist nicht nur salon-, sondern sogar »wahrheitsfähig« geworden¹⁰. Daran knüpfen wir an und meinen, dass dieser Schritt entscheidend auch für unsere Untersuchungen und für das Verstehen z. B. des Johannesevangeliums ist.

8 Vgl. Ricœur, *Metapher*, 10f.; Gerber, *Paulus*, 81.

9 Vgl. auch Bader, *Melancholie*, 1.

10 Gerber, *Paulus*, 81.

Hier ist sogleich eine zweite, noch vor aller Beschäftigung mit der Metapher selbst zu stehen kommende, grundlegende Bemerkung zu Sprache und Wirklichkeit zu machen. Unserer Vorstellung nach ist es allererst die Sprache, die Wirklichkeit schafft, und es gibt keine von der Sprache unabhängige Wirklichkeit oder ein Denken¹¹. Vielmehr ist Wirklichkeit nicht anders als in ihrer sprachlichen Konstruktion zugänglich und für den Menschen wirklich¹². Der Unterschied zwischen sprachlicher und außersprachlicher Wirklichkeit verliert somit seine Relevanz, da die durchaus existierende außersprachliche Wirklichkeit für den Menschen nicht anders als durch die Sprache fassbar wird¹³. Es gibt die außersprachliche Wirklichkeit für den Menschen nur in ihrem sprachlichen Bild, und das heißt, für den Menschen konstituiert die Sprache die Wirklichkeit, die Wirklichkeit existiert nie anders als in ihrer sprachlichen Beschreibung. Nur durch das Wort wird etwas Wirklichkeit für den Menschen, und ohne das Wort ist nichts Wirklichkeit für den Menschen¹⁴. Das bedeutet zum einen, dass alle ontologischen Versuche zur Erklärung und zum Verstehen von Metaphern dem Phänomen nicht gerecht werden, und zum anderen weist es mit erschreckender Deutlichkeit darauf hin, welche Macht und Position auch und gerade einem so windigen Gesellen wie der Metapher im Hinblick auf die menschliche Wirklichkeit zukommt.

11 Selbst ein im Hinblick auf den ›Relativismus‹ vorsichtiger Vertreter wie H. Putnam formuliert: »Was ich also sagen möchte, ist, daß die Elemente dessen, was wir ›Sprache‹ oder ›Geist‹ nennen, so tief in das eindringen, was wir ›Wirklichkeit‹ nennen, daß die Unternehmung, uns als die Abbildenden von etwas ›Sprachunabhängigem‹ darzustellen, selbst von vornherein verhängnisvoll kompromittiert ist [Hervorhebung im Original, d. Verf.]« (Realismus, 249).

12 Vgl. Humboldt, Schriften, 53; Wittgenstein, Tractatus 5.6.

13 Vgl. Rorty, Searle, 99.110f. u. ö.

14 Damit wollen wir die außersprachliche Wirklichkeit nicht leugnen, sie existiert unserer Meinung nach durchaus. Wenn ich z. B. an einen Stein anstoße, stoße ich durchaus an der außersprachlichen Wirklichkeit an. Zugänglich ist mir das Geschehen aber nur, weil ich sprachlich fassen kann, dass ich an einem Stein angestoßen bin und das sich anschließende Gefühl als Schmerz benennen kann. Und das Geschehen ist mir nur in dieser sprachlichen Fassung und nicht als ein unabhängiges solches zugänglich. Vgl. auch Rorty, Searle, 105. Rorty, Searle, 117, führt aus: »Bilder, die uns gefangenhalten, wird es immer wieder geben, denn nie wird es uns gelingen, Gott oder das ansichseiende Wesen der Wirklichkeit von Angesicht zu Angesicht zu erblicken.« – Rortys Aussage ist natürlich noch um die Bemerkung zu ergänzen, dass der Unterschied des Eschatons, wenn Gott alles in allem ist, zu unserer vorentscheidenden, geschichtlichen Wirklichkeit ist, dass wir dann Gott und die Wirklichkeit nicht sprachlich vermittelt, sondern von Angesicht zu Angesicht sehen – oder vielleicht auch umgekehrt, dass es dann nur das reine Wort gibt, wie auch immer.

1.2. Definition und Funktion

Die Definition der Metapher ist schwierig¹⁵, und jeder Versuch hat immer gleich auch einen oder mehrere Einwände gegen sich¹⁶. Dennoch gelingt es meist ohne größere Schwierigkeiten, eine Metapher in einem Text zu identifizieren oder besser gesagt, einen mehr oder weniger breiten Konsens bei den Lesenden hervorzurufen, dass hier bildliche Rede vorliege¹⁷. Hinzu kommt noch, dass jede Metapher anders ist und im Prinzip ihre je eigene Definition bräuchte¹⁸. Versuchen wir vor diesem Hintergrund, dass einerseits eine genaue Definition schwierig ist und es andererseits sich durchziehende Faktoren gibt, vorsichtig und ungefähr, Notwendiges und Konstitutives zu benennen¹⁹.

Salopp gesagt, ist eine Metapher, wenn es nicht geht, wenn es nicht sein kann, wenn es nicht stimmt. Das weist auf den Faktor der Differenz, Inkongruenz, der »Inkompatibilität«²⁰, des Bruchs, der Spannung hin²¹. Die Metapher arbeitet

15 Vgl. Gerber, Paulus, 83. Nach Ricœur, Metapher, 23 kann die Definition der Metapher nur in Metaphern und d. h. »rückbezüglich« erfolgen.

16 Zur Vielzahl der divergierenden Definitionen vgl. nur Dalferth, Rede, 218.

17 Vgl. etwa Black, Metapher, 56; ders., Mehr, 386; Lakoff / Johnson, Leben, 12.

18 Das wird etwa deutlich, wenn man die Metapher aus den Komponenten »Fokus und Rahmen« bestehend versteht (wie etwa Black), dann eignet nämlich jeder Metapher eine ganz eigene Beziehung von Fokus (Bildspender) und Rahmen (Bildempfänger). Bei dieser Beziehung ist der Rahmen mehr als das eine Wort des Bildempfängers, denn er setzt sich aus dem nicht-metaphorischen Wort, seinem Thema sowie auch dem Kontext usw. zusammen und ist deshalb nie in zwei Texten / Metaphern ein- und derselbe. Und er wird auch durch den in genau derselben Art und Weise bestimmten jeweiligen Fokus mit bestimmt, für den genau das Gleiche gilt (vgl. dazu unten). Vgl. Weinrich, Sprache, 316: »Im letzten hat jede Metapher ihr eigenes Gewicht und ist unverwechselbar wie der Text, in dem sie erscheint. Man wird sorgfältig lesen müssen«. Vgl. auch Gerber, Paulus, 81f.

19 Vgl. Black, Metapher, 59, der bemerkt: »Metapher« ist bestenfalls ein unscharfer Begriff, und wir müssen uns davor hüten, ihn strengeren Verwendungsregeln zu unterwerfen als in der Praxis tatsächlich zu finden sind.«

20 Dalferth, Rede, 223.

21 Ricœur, Metapher, 187 bringt im Anschluss an Tyrbayne und Ryle den »category mistake« ins Spiel. C. Strub, Absurditäten, verwendet den Begriff des Absurden. – Hier, d. h. an grundlegender Stelle, wird deutlich, dass man Aristoteles nicht einfach in die rhetorische Kiste einer Substitutionstheorie packen kann, sondern so oder so lesen kann. Betont man in Aristoteles Eingangsdefinition der Metapher in der Poetik *μεταφορά δέ ἐστιν ὀνομαστος ἀλλοτρίου ἐπιφορά* (1457b) das Wort *ἀλλότριος* – »fremd«, »einem anderen gehörig«, so finden wir das zentrale Phänomen des Bruchs, der Inkongruenz, bei Aristoteles ganz zu Anfang seiner Definition. Nehmen wir *ἐπιφορά* im Sinne von »Hinzubringen«, »Beilegen«, »Darauflegen« als Aktion hinzu, könnte man auch für Aristoteles von einem dynamischen Vorgang der Aktion der »textuellen Verknüpfung« zweier in einer Spannung stehender Größen sprechen (Zimmermann, Metapherntheorie, 117). Das fremde Wort wird auf den Kontext, die Stelle des »üblichen«, »normalen« Wortes (Schmitt, Aristoteles Poetik, 29f), *draufgelegt*, ihm *beigefügt*, was ja heißt, dass das andere noch irgendwie da ist. Hat Aristoteles also an dieser Stelle den Begriff *ἐπιφορά* nicht nur aus stilistischen Gründen der Vermeidung der Wiederholung des Begriffs *μεταφορά*, sondern aus inhaltlichen Gründen verwendet, sind wir schon in der Nähe einer

demnach mit zwei Größen²², zwischen denen eine Spannung entsteht, weil die beiden Größen gerade dort miteinander in Beziehung gesetzt werden, wo sie eigentlich nichts miteinander zu tun haben, wo es nicht passt. Man sieht auf den ersten Blick, dass Achill kein Löwe ist, wir haben auch keine schlechten Karten, weil überhaupt nirgendwo bei uns Karten zu finden sind, nicht einmal im Ärmel steckt ein einziges As. Jesu Interesse an der Saat ist nicht eigentlich, und er möchte seine Hörer nicht über Ackerbau informieren, sondern – wie er selbst sagt – über das Himmelreich. Wenn Paulus seinen Kindern schreibt, geht das nicht, weil er gar keine hat, jedenfalls nicht so viele, wie es Adressaten in Korinth gibt²³. Jesus Christus ist auch kein Licht, denn wenn es dunkel ist, sieht man nichts, auch wenn er da ist. Es scheint also einen wörtlichen, eigentlichen, primären, nichtmetaphorischen Gebrauch und eine übertragene, uneigentliche²⁴, bildliche, metaphorische Rede zu geben, die wesentlich auf dem Element einer spezifischen Spannung zweier Bereiche beruht.

Dass dabei ein Element von Ähnlichkeit im Spiel ist, ist wohl kaum zu leugnen²⁵. Der Witz²⁶ ist dabei nur, dass es die Ähnlichkeit des Unähnlichen ist, wodurch das Element der Inkompatibilität, der Spannung, des Bruchs auf dem Tapet steht. In gewisser Hinsicht eignet der Metapher also ein Moment des Paradoxen. Sie kann als kalkulierter oder »domestizierter Kategorienfehler« bezeichnet werden²⁷. Insofern steht vielleicht im Zentrum der Metapher, dass ihr ›ist‹ zugleich ein ›ist nicht‹ ist²⁸.

Aktionstheorie im Sinne Matthew Blacks, bei der das metaphorische Wort auf das nicht-metaphorische Wort gelegt wird, um Letzteres in einer bestimmten Form erkenntlich zu machen. – Unternimmt man hingegen eine Engführung des von Aristoteles weiter unten verwendeten *ἀντί*, redet man einer aristotelischen Ersetzungstheorie das Wort. Vgl. auch unten Anm. 22.

22 Vgl. Ricœur, *Metapher*, 27; Zimmermann, *Metapherntheorie*, 119.

23 Vgl. Gerber, *Paulus*, 87.

24 Das ist der Terminus von Zymner, *Uneigentlichkeit*. – Mit den Bezeichnungen »eigentlich« und »uneigentlich« wollen wir – wie auch Zymner – nicht in die rhetorische Redeweise von der Metapher als etwas uneigentlichem, dass das Eigentliche ersetzt oder durch dieses ersetzt werden kann, zurückfallen. Wir wollen damit benennen, dass es einen Unterschied bei der Verwendung des Wortes gibt, wenn ich davon spreche, dass im Zoo ein Löwe ist oder dass Achill ein Löwe ist. Für diesen Unterschied, so deutlich er auf der einen Seite ist, erscheint es nicht einfach, eine passende Benennung zu finden, was wiederum darauf hinweist, dass, so klar der Unterschied auf der einen Seite ist, er so leicht auf der anderen Seite doch nicht zu fassen und zu beschreiben ist. Mögliche Labels wären: nichtmetaphorisch-metaphorisch, üblich-neu, vormetaphorisch-unmetaphorisch, konkret-abstrakt. Jedem dieser Paare könnte man nachweisen, dass es den Unterschied nicht exakt oder nur zum Teil oder nur für bestimmte Metaphern zutreffend beschreibt.

25 Vgl. Ricœur, *Metapher*, 9.

26 Vgl. Bader, *Melancholie*, 89.

27 Vgl. Bader, *Melancholie*, 90f.

28 Vgl. Ricœur, *Metapher*, 10.303; u. ö.

Welcher Art auch immer die Ähnlichkeit ist, deutlich dürfte nach unseren Bemerkungen zu Sprache und Wirklichkeit auch sein, dass es keine ontologische Ähnlichkeit der Dinge selbst ist. Die Ähnlichkeit ist vielmehr ein Produkt, weil der Sprecher, weil der Hörer, weil die Zusammenstellung zweier ungleicher Größen eine Ähnlichkeit *sieht*²⁹ und diese so behauptet, konstruiert³⁰. Dass dabei Erfahrungen mit im Spiel sind, soll nicht geleugnet werden, aber auch das spricht nicht gegen den artifiziellen, den virtuellen Charakter der Ähnlichkeit, denn nach unserer Auffassung entstehen Erfahrungen im Menschen aufgrund seiner sprachlichen Konstruktion der Wirklichkeit. Insofern ist die Ähnlichkeit der Metaphern nichts anderes als eine von der Sprache konstruierte Ähnlichkeit. Dass diese Ähnlichkeit Wirklichkeitscharakter hat, ist nun wiederum auch kaum zu bestreiten, da die Sprache dem Menschen allererst Wirklichkeit schafft. Insofern für die Metapher gilt, dass ihr ›ist‹ zugleich ein ›ist nicht‹ ist, kann sie eine Wirklichkeit schaffen, die es eigentlich gar nicht gibt und nicht geben kann, die aber nichtsdestotrotz nicht weniger wirklich ist als jede andere sprachliche Wirklichkeit.

Blickt man auf das Moment der Inkompatibilität, der Spannung, des Bruchs, tritt deutlich der Kontext als bestimmendes Element hervor. Aus dem Kontext wird ersichtlich, ob ein Wort ›wörtlich‹ oder metaphorisch gebraucht ist³¹, an dem Verhältnis zum Kontext entscheidet sich, ob die in Frage stehende Rede als eine ›eigentliche‹ oder aufgrund einer Spannung als eine ›bildliche‹ zu verstehen ist³². Dabei kann das, was der hierfür entscheidende Kontext ist, ganz unterschiedlich ausfallen³³. Es kann um den unmittelbaren Kontext von Wort, Syntagma, Prädikation, Satz, Text, usw. gehen. Dies ist etwa bei »Achill ist ein Löwe« der Fall. Hier bildet »Achill« oder besser gesagt »Achill ist« den Kontext. Der Kontext »Achill ist« lässt eine Rede über die Eigenschaften oder das Wesen eines

29 An dieser Stelle wird erneut deutlich, dass man Aristoteles so lesen kann, wie man will. Meint man, das Ähnliche sei *vor* dem Erkennen, hat man einen altmodischen, aristotelischen Aristoteles, legt man das Gewicht auf das *Sehen* als eigentliche, entscheidende Leistung, kommen wir in die Nähe einer modernen Theorie des Konstruierens der Ähnlichkeit im Sinne des paradoxen ›ist und ist nicht‹, bei der die Ähnlichkeit die sprachliche Setzung ist, aufgrund des mappings entsteht usw. Vgl. auch oben Anm. 14.

30 Wir verstehen Dalferths völlig zutreffende Behauptung, dass nicht jede Metapher sich auf der Basis von Ähnlichkeitsbeziehungen erklären lässt (Rede, 235), in genau dieser Hinsicht, dass wenn die Ähnlichkeit eine behauptete ist, die Behauptung auch jeder ersichtlichen Grundlage entbehren kann.

31 Vgl. Weinrich, Sprache, 318–320.

32 Dabei meinen wir mit »eigentlich« nichts anderes als den primären, konkreten, nichtmetaphorischen Gebrauch. Schon nach unseren Ausführungen bis hierher sollte deutlich geworden sein, dass wir die »uneigentliche« bildliche Rede nicht von einer »eigentlichen« Wirklichkeit des Menschen getrennt sehen, sondern die Metapher durchaus in der Lage sehen, Wirklichkeit zu beschreiben.

33 Vgl. die Auflistung verschiedener Kontexte bei Dalferth, Rede, 221.

Menschen erwarten, aber es entsteht eine Spannung, weil ein Tier zur Sprache kommt, das nun gerade der menschlichen Dimension, des Personseins mit den entsprechenden Eigenschaften und Wesenszügen, entbehrt. Der Kontext kann so im textlichen Kontext, im engeren Sinne sprachlichen Kontext, bestehen. Er kann aber auch, wie bei »wir haben schlechte Karten«, in der außertextlichen Situation des Gesagten / Geschriebenen bestehen³⁴. Er kann vielleicht auch in einer Mischung aus textlichem Kontext, Situation und der Absicht des Sprechenden bestehen. Absicht und Interesse, das (verborgene) Thema des Sprechenden bildet bei Jesu Gleichnis von der Saat den querstehenden Kontext. Im Anschluss an diese Beobachtung zum metaphorischen Wort / Aussage und seinem Kontext, der es erst zu diesem macht, erscheint es uns sinnvoll, von *focus and frame*³⁵ oder noch besser von *Bild und Rahmen*³⁶ für das metaphorische Wort (Aussage) und das nichtmetaphorische Wort (Aussage), für *Bildspender* und *Bildempfänger* zu sprechen. »Achill ist« ist dann der Rahmen für den Fokus oder das Bild »Löwe«. Dieser Sprachgebrauch ermöglicht, das Augenmerk auf die Wechselbeziehung beider Größen zu legen, wonach zwar ein Gefälle, aber eben auch eine rücklaufende Bewegung in die andere Richtung wesentlich zur Metapher gehört. Das Bild beleuchtet den Rahmen, seine Umgebung natürlich in einer bestimmten Weise, aber es wirkt auch der Rahmen auf das Bild und bestimmt seinen Eindruck mit. Der Rahmen »Achill« bzw. »Achill ist« bestimmt auch die Wahrnehmung des Bildes »Löwe« mit. Der Eindruck, den ein Gemälde hinterlässt, ist immer der des Gesamteindrucks von Bild und Rahmen. Das dürfte gerade auch für die Metapher typisch sein³⁷.

Damit sind zunächst zwei weitere Dinge impliziert. Nicht umsonst haben wir von zwei zur Metapher gehörigen »Größen« gesprochen, um nicht vorschnell festzulegen, was sich da eigentlich gegenübersteht, aufeinander bezogen wird. Zu wenig wäre es nämlich, wenn man in der Metapher nur die Spannung zwischen zwei Wörtern als die Spannung zwischen zwei Punkten sehen würde. Das würde das Wort in paradigmatischer wie auch in syntagmatischer Hinsicht zu einem Punkt reduzieren, als könne man seine Bedeutung auf genau einen Punkt bringen, als sei es auf einer syntagmatischen Linie eingereicht zu denken, auf der

34 Vgl. Kohl, Metapher, 54. – Deshalb wird zum Teil zwischen »Kontext« für das textliche Umfeld und »Kontext« für die außertextliche Situation unterschieden (vgl. nur Bußmann, Lexikon, 416f und in Bezug auf die Metapher Zymner, Uneigentlichkeit, 41). Zuweilen werden die Termini genau umgekehrt gebraucht, also »Kontext« für die textliche, »Kotext« für die situative Umgebung gebraucht (vgl. Pusch, Morphosyntax, 103).

35 Vgl. Black, Metapher, 58.

36 Richards, Metapher, 37 macht darauf aufmerksam, dass »Bild« ein schlechter Begriff ist, weil er doppelt gebraucht ist, nämlich einmal für das metaphorische Wort »Löwe« als Bild und für die Doppelheit aus »Achill« und »Löwe« in der Aussage »Achill ist ein Löwe«.

37 Zur Metapher als etwas Drittem vgl. auch Nöth, Handbuch, 342f. sowie Hausmann, Metaphor, 59.83–92.

es mit genau zwei weiteren Punkten Berührung hat, obwohl es doch in beiderlei Hinsicht um Bereiche und Gewebe von Geflechten von Punkten und Linien geht. Weil ein Wort sich nicht auf genau eine Bedeutung festlegen lässt, weil seine Denotation sich nicht mit einem Wort beschreiben lässt, weil es Konnotationen hat, weil es andere Wörter nach sich zieht und andere vor sich her schiebt, weil es Teil eines Paradigmas ist, weil es verschiedenen Wortfeldern angehört und möglicherweise Kontrahent eines Antonyms ist, weil es auch im Satz nur scheinbar linear eingebunden ist und im Text in einem Geflecht von anderen Wörtern und ihrem Kraftfeld steht, vielleicht auch oberhalb oder unterhalb der ihm eigenen Zeile, weil es selber als Kraftfeld auftreten kann, erscheint es unbedingt notwendig, davon zu sprechen, dass die Metapher der glückliche Umstand der unglücklichen Verkettung zweier *Bereiche* ist. Insofern erscheint es sinnvoll, vom *Bildspender* und *Bildempfänger* als *Quellbereich* und *Zielbereich* zu sprechen. Das bietet zugleich den Vorteil, dass nicht alles schlagartig identisch gesehen wird, sondern auf das Prozesshafte, Bewegliche der Metapher hingewiesen wird, insofern nach und nach herausquillt und mehr und mehr dem Ziele zufließt.

Schon damit ist angedeutet, dass es weder ein *tertium comparationis* als Vergleichspunkt geben noch die Metapher als Ersetzung verstanden werden kann, bei der eines an die Stelle des anderen tritt³⁸. Wenn sich zwei – womöglich auch noch offene – Bereiche gegenüberstehen und miteinander in Beziehung gesetzt werden, ist zu erwarten, dass sich die Beziehung anders darstellt denn als Berührung in genau einem Punkt. Auch die Rede von einer gemeinsamen Schnittmenge erscheint, wiewohl von einem Punkt um ein Vielfaches unterschieden, noch viel zu gering, um zu erfassen, was geschieht. Deutlicher wird dies noch, wenn man davon spricht, dass es eine Beziehung zwischen ›Bild‹ und ›Rahmen‹ gibt, es ›quillt‹ und ›mündet‹. Zieht man noch hinzu, dass, wie wir gesagt hatten, eine Ähnlichkeit nicht ontologisch da ist, sondern konstruiert wird, erscheint es sinnvoll, für die Metapher von Systemen, Strukturen, Parallelen, Verknüpfungen, Verbindungen, Bewegungen, Prozessen, Interaktionen zu sprechen.

Es werden in der Metapher also, wie Matthew Black betont, nicht zwei Wörter, sondern zwei Systeme aufeinander bezogen³⁹, denn das metaphorische Wort tritt nicht allein und isoliert auf, sondern ruft ein »System miteinander assoziierter Gemeinplätze«⁴⁰ des Quellbereichs auf. Dieses System wirkt auf das System des nichtmetaphorischen Wortes, den Zielbereich ein. Man kann also sagen, dass der

38 Etwas anderes ist das ›Vertreten‹, das im Gegensatz zur ›Ersetzung‹ nicht punktuell perfektisch, sondern ein aktiver Vorgang ist.

39 Vgl. dazu auch Gerber, Paulus, 89.

40 Black, Metapher, 70f.

Gegenstand des Zielbereichs durch oder mit Hilfe des Systems des Quellbereichs erkannt wird⁴¹. Blacks diesbezügliche Beschreibungen des metaphorischen Geschehens erscheinen uns nach wie vor am erhellendsten und einleuchtendsten. Die Struktur des Quellbereiches dient zur Erkenntnis des Zielbereiches, der natürlich eine ganz andere, eigene Struktur hat, die nicht die des Quellbereiches ist. Man könnte etwa sagen, man sieht mit einem durch die Struktur des Quellbereichs strukturierten Glas auf den Zielbereich⁴². Licht wird durch ein Glas, in das die Struktur des Quellbereichs eingeschliffen, das mit der Farbe des Quellbereiches gefärbt ist, geworfen, um Farbe oder Struktur des Zielbereichs zu beleuchten und sichtbar zu machen. Der Zielbereich wird durch die Struktur des Quellbereichs erleuchtet, erhellt. Es werden also Konzepte des Quellbereichs auf den Zielbereich übertragen, projiziert, der Zielbereich in die Begrifflichkeit des Quellbereichs gefasst, mit den Konzepten des Quellbereichs wahrgenommen⁴³.

Aber wie eben nicht nur das Bild den Rahmen bestimmt, sondern der Rahmen den Eindruck, den das Bild hinterlässt, mitbestimmt, so bestimmt auch der Zielbereich wiederum »seinerseits, welche Aspekte vom« Quellbereich »erhellend werden«⁴⁴, »projiziert«⁴⁵, strukturierend tätig werden. Bei dieser Auswahl durch den Zielbereich, bei diesem Prozess des Einflusses des Rahmens auf das Bild kann das Ausgewählte, die Struktur des Quellbereichs durchaus auch überformt, modifiziert, verformt werden – wie eben ein Rahmen ein Bild und bestimmte Details von ihm verändert wahrnehmen lässt⁴⁶.

Damit wäre erklärt, wie eine Metapher funktioniert, warum sie zugleich möglich und unmöglich ist. Unsinnig ist die Metapher, weil es unsinnig ist, eine spezifische Struktur, ein längsgewebtes Gewand, durch eine andersgeartete spezifische Struktur, ein quergewebtes Gewand, zu erkennen oder auch abbilden zu wollen. Andererseits lässt sich auch denken, dass die andersgeartete Struktur in der Lage ist, in neuer, ungewöhnlicher Weise Punkte, Kanten, Flächen hervorzuheben, wobei andere, vorher sichtbare, bekannte, wichtige Topoi von der fremden Struktur im Dunkeln belassen werden und aus der Darstellung herausfallen, und so ein neuer struktureller Blick auf den Gegenstand möglich ist, der so auf eine andere Weise doch für ihn typisch, signifikant erhellt wird. Deutlich ist hierbei, dass die Metapher bei ihrem Prozess hervorhebt und verbirgt und dies ein ganz wesentliches Element von ihr ist. Möglicherweise ist hier auch das Bild der Verschmelzung oder Synthese hilfreich. Es kommt also zu einer Verschmelzung des Gegenstandes alter Struktur mit der Struktur eines anderen

41 Vgl. Black, Metapher, 72 u. ö.

42 Vgl. Black, Metapher, 72f.

43 Vgl. Black, Metapher, 72.

44 Gerber, Paulus, 106.

45 Black, Metapher, 72.

46 Vgl. Black, Metapher, 75.

Gegenstandes zu einem neuen Bild – das in Bezug auf die Erkenntnis oder den Umgang mit dem alten Gegenstand hilfreich und plausibel ist. Auch hier würde vielleicht vorher Herausstehendes eingeschmolzen, während an anderer Stelle Ausformungen hervortreten.

Mit dieser Interaktionstheorie Blacks erscheint uns Entscheidendes erklärt⁴⁷, und man kann in ihr so etwas wie das Fundament, das Gerüst vieler Ausgestaltungen und weiterer Theorien nach ihr sehen. Da der Begriff der Interaktion Fragen und Einwände nach sich gezogen hat, ist für ihn noch einmal eigenständig festzuhalten, was wir bisher schon en passant zur Wechselwirkung zwischen Bild und Rahmen, Quell- und Zielbereich gesagt haben. Eine Aktion vom nichtmetaphorischen Wort (Bereich) in Richtung des metaphorischen Wortes (Bereiches) ist – als explizite Kritik an Black – verneint worden⁴⁸. Die Metapher sei durch das Gefälle auf eben den Zielbereich hin gekennzeichnet, das metaphorische Wort scannt das nichtmetaphorische Wort. Von daher sei die Aktion in der anderen Richtung ausgeschlossen. Gehen wir aber davon aus, dass jedes Wort ein »semantisches Kraftfeld« hat und immer, wenn zwei Worte, auch bei einem vorhandenen Gefälle, nebeneinander gesetzt werden, nicht nur das eine auf das andere, sondern auch das andere – wenn auch durchaus mit ganz unterschiedlicher Intensität – auf das eine wirkt, dann erscheint eine Interaktion in der Metapher als gesichert. Auch wenn der Metapher ein Gefälle innewohnt, so werden doch zwei sprechende und nicht zwei stumme Größen miteinander verbunden, die über den Zwischenraum miteinander in Kommunikation treten, und wenn die Metapher auch mit diesem Zwischenraum, dem Zusammenwirken und Verschmelzen, der gegenseitigen Transformierung und Überformung arbeitet, dann erscheint es uns nicht nur als gesichert, sondern als die – vielleicht oft übersehene – Pointe der Metapher, dass es in ihr nicht nur eine Bestimmung des Rahmens durch das Bild, sondern auch eine Bestimmung des Bildes durch den Rahmen gibt. Zum speziellen Profil der Metapher trägt gerade diese Interaktion bei, bei der nicht nur das metaphorische Wort das nichtmetaphorische Wort erhellt, sondern auch das nichtmetaphorische Wort auf das metaphorische Wort einwirkt und in gewisser Weise auch das System des metaphorischen

47 Vgl. Black, Metapher, 68. Als Vorbereiter wird zur Recht I. A. Richards erwähnt, der meint: »Eine moderne Theorie würde einwenden, daß erstens in vielen der wichtigsten Verwendungsarten der Metapher erst die Ko-Präsenz von Vehikel und Tenor eine (eindeutig vom Tenor unterschiedene) Bedeutung ergibt, die ohne die *Interaktion* [Hervorhebung der Verf.] beider nicht zu erreichen wäre. Daß das Vehikel normalerweise nicht die bloße Ausschmückung eines sonst von ihm unbeeinträchtigt bleibenden Tenors ist, sondern daß die Kooperation von Tenor und Vehikel eine Bedeutung von vielfältigerer Ausdruckskraft herstellt, als das, was einem allein zugeschrieben werden könnte.« (Metapher, 39f.).

48 Vgl. Kuschnerus, Gemeinde, 42 mit Anm. 86.